



Eine assyrische Christin in der Kirche St. Georg im Osten der libanesischen Hauptstadt Beirut

Foto: Wissam Andraos

Eine sterbende Kirche?

Die Tübinger Journalistin Katja Buck reist zu den religiösen Minderheiten im Nahen Osten – und setzt sich mit ihrem Verein für sie ein.

Von Wolfgang Albers

Es war in einem Dorf in Oberägypten, Mitte der 90er Jahre. Ein koptischer Priester schritt eine Familie ab, segnete jede und jeden. Da stand er plötzlich vor Katja Buck, einem Gast. Erfuhr, dass sie Protestantin ist. Schnalzte angewidert mit der Zunge, zuckte mit dem zum Segen erhobenen Arm zurück. „Der hätte lieber einen Hund gesegnet als mich“, erinnert sich Buck.

Was beide damals nicht ahnen konnten: dass die Tübingerin Journalistin eines Tages auf Du und Du mit den Kopten ist. Und nicht nur mit ihnen. Seit Jahren reist Katja Buck in den Nahen Osten und hat sich dabei auf die Religionen dieser Region spezialisiert.

Und Menschen wie Viviane kennengelernt. Die Mittvierzigerin lebt in Sad el Baouchrieh, einem Vorort im Osten von Beirut. Hier ist sie geboren, hier lebt ihre Familie, hier ist die Sankt-Georgs-Kirche ihrer Gemeinde.

Viviane ist eine assyrische Christin. Die Assyrer haben Pässe aller möglichen Länder, leiten ihre Herkunft aber von jenem Großreich Assyriens des Altertums her, das im Zweistromland von Euphrat und Tigris rund 1200 Jahre bestand und seit seinem Untergang im Jahr 609 vor Christus längst abgelöst ist von den vielen Nachfolgestaaten im Nahen Osten. Assyrer sind also schon ihrem Nationalverständnis her Fremde in ihren jeweiligen Ländern.

Aber eben auch religiös. Sie gehören zu den frühesten christlichen Kirchen des Orients, noch heute ist ihre liturgische Sprache ein Dialekt des Aramäischen, der Sprache Jesu.

Zur Zeit der osmanischen Sultane konnten sie sich, mal missachtet, mal toleriert, in der muslimischen Welt halten – mancherorts war ein Drittel der Bewohner christlichen Glaubens. Zum Verhängnis wurde den Christen nach den absolutistischen Sultanen die Nachfolgestaaten. Sie verstanden sich als modern – drückten aber innerhalb von hundert Jahren die Zahl der Christen in manchen Regionen unter ein Prozent.

Vivianes Großvater war ein Zeuge dieser Entwicklung. Als Kind lebte er im Südosten der Türkei. Da kam 1915 das „Jahr des Schwerts“, wie die Assyrer es nennen, über die Christengemeinschaft. Im neuen türkischen Staat wurden auch sie, wie die Armenier, Opfer eines Völkermords.

Fast die ganze Familie starb, nur die Mutter konnte mit dem Kind fliehen, erst in den Iran, dann nach Russland. Von dort siedelte Vivianes Großvater in den 1930er Jahren in den Libanon um. Um sich zu verwurzeln, bauten er und andere die christliche Kirche St. Georg.

Zwei Generationen später sind viele Nachfahren dieser Gründungsfamilien in alle Welt ausgewandert. Und doch ist die Kirche immer voll – mit Nachfahren derer, die nach dem „Jahr des Schwerts“ erst in den Irak geflohen waren und, nach weiteren Massakern, nach Syrien. Am Fluss Chabur bauten sie sich eine neue Heimat auf, eine florierende – bis im Jahr 2015 der IS die Christendörfer einnahm.

Viele der Flüchtenden suchten Unterschlupf in der Assyrer-Gemeinschaft von Beirut. Viviane hilft ihnen in vielen Dingen. Aber sieht auch: Ihre Kirche wird sich wieder leeren. Die Geflohenen wollen weiter. Nicht zurück nach Syrien – 100 Jahre Verfolgung haben jedes Vertrauen in muslimische Gesellschaften zerstört. Sondern in die westlichen Länder, längst die Heimat der meisten Assyrer. Sogar der Gemeindepriester hat sich ins Flugzeug nach Australien gesetzt. Eine der vier assyrischen Kirchen in Beirut ist schon geschlossen worden.

Wird überhaupt etwas an die Assyrer erinnern? Ja, wenn es nach Viviane geht: Sie möchte ein Museum für die Assyrische Kirche aufbauen – es ist ihr Lebensstraum. Weltweit wäre es das erste Museum dieser Art. Und dabei will ihr Katja Buck helfen.

Als junge Studentin hätte sie nicht gedacht, dass sie einen solchen Weg gehen würde. Die Pfarrerstochter Buck hat sich erst in evangelischer Theologie eingeschrieben, ist aber schnell zur Religionswissenschaft und zur Politologie gewechselt: „Aussagen über Gott zu machen, das kann ich nicht. Ich kann besser über Menschen reden, die eine Beziehung zu Gott haben.“

Besonders interessierte sie damals der islamische Glaube. Mit dieser Kultur war sie erstmals als 19-Jährige in Kontakt gekommen, in einem Pariser Altenheim. Die Pflegerinnen dort waren

alle aus dem Maghreb. Gemeinsam mit ihnen stand Buck fassungslos vor dem Fernseher. Es war die Zeit des ersten Irakkriegs, Saddam Hussein sprach von „der Mutter aller Schlachten“, in Amerika wurden Waffen gesegnet, und Katja Buck wollte mehr wissen über diesen Kampf der Kulturen: „Der Missbrauch der Religion hat mich schon immer interessiert.“

Sie studierte in Paris, Tübingen und Kairo, lernte Arabisch – und fand hinterher den Weg in den Journalismus. Machte ein Volontariat bei der Stuttgarter Zeitung. „Das war schön“, sagt sie – aber sie sah sich weit weg von der Islamwissenschaft. Da half der Zufall: Die Evangelische Mission in Solidarität in Stuttgart, die Zentrale dieses Zusammenschlusses von 25 Kirchen und zehn Missionsgesellschaften auf drei Kontinenten, suchte eine Nahost-Pressereferentin. Das war schon eine Umstellung für Katja Buck: „Bis dahin hatte ich vor allem den Islam im Blick, und wenn ich in Ägypten war, bin ich eher in Moscheen gegangen als in Kirchen.“ Aber sie bekam schnell einen Einblick in die weitere religiöse Landschaft des Nahen Ostens – gerade auch in die vielen christlichen Konfessionen und Kirchen in dieser Region.

Von deren Existenz wusste sie wenig – und genau das weckte ihre journalistische Neugier: „Was heißt das, als christliche Minderheit im Nahen Osten zu leben?“

Um sich vor Ort mehr umgucken zu können, reduzierte sie ihre feste Stelle, auf der sie ein Magazin herausgibt, und begann auf eigene Faust ihre Recherchen.

Etwa zu den Kopten in Ägypten. Die kannte sie außer jener Episode in dem ägyptischen Dorf auch aus den Nachrichten – da ist ja immer wieder von islamistischen Attacken auf Kirchen und Menschen zu lesen. Eine sterbende Kirche?

Katja Buck war darauf gefasst, verzagte Menschen zu finden – und ist jetzt fasziniert von der Vitalität dieser Kirche, die ihre Wurzeln auf den Evangelisten Markus zurückführt und deren Liturgiesprache noch an das pharaonische Ägypten anschließt: „Die Kirchen sind gestopft voll,

überall sind junge Leute, fröhliche Christen – das kannte ich von Deutschland nicht.“ Und: „Die Klöster – die übrigens zuerst in der ägyptischen Wüste entstanden sind – platzen aus allen Nähten.“ Warum ausgerechnet in einem Land, in dem das Christsein riskanter ist als bei uns? „Zuerst habe ich gedacht, die ziehen sich halt in ihre Klöster zurück: Menschen, die die Welt meiden. Aber das sind alles hochkompetente Leute: Ärzte, Manager, Unternehmer. Du musst vorher die Welt kennen, du musst wissen, was du aufgibst – vorher darfst du nicht ins Kloster.“

Wenigstens bei den Kopten hat Buck ein gutes Gefühl, trotz interner Konflikte, die sie auch wahrnimmt: „Das ist die lebendigste und zukunftsfähigste Kirche überhaupt.“ Aber bleibt das so? Die Zukunft hängt eben auch von der islamischen Mehrheitsgesellschaft ab. Da hofft Katja Buck auf Menschen wie Tarik Khalidi.

Den Historiker hat sie in Beirut getroffen. Er grenzt sich von allen Fundamentalisten ab, sagt: „Der Islam braucht einen Martin Luther, vielleicht auch eine Martina.“ Mit diesem Interview auf dem Notizblock stieg Katja Buck in den Flieger, landete in Istanbul und ging dort durch eine Tür, an der sich drei Minuten später ein Selbstmordattentäter des IS in die Luft sprengte und 45 Menschen mit in den Tod riss.

Gefahr, Konflikte, Widersprüche: Das kennt also auch Katja Buck. Was das mit ihr macht? Es macht sie auch zu einer Aktivistin – da mag Hanns Joachim Friedrichs Dogma, sich mit keiner Sache gemein zu machen, auch nicht mit einer guten Sache, noch so sehr über dem Journalismus hängen. Buck hat den Verein Fokus Nahost gegründet. Und sammelt Spenden für die Geflüchteten in Sad el Baouchrieh.

Sie hat mit ihrem Netzwerk für Frieden und Vielfalt, so der Untertitel des Vereinsnamens, noch ein besonderes Anliegen: „Wir erleben im Nahen Osten eine Art kulturelles Artensterben. Der einzigartige Reichtum dieser Region, die über Jahrtausende von einer Vielfalt von Ethnien, Kulturen und Religionen geprägt wurde, ist im 21. Jahrhundert stärker denn je bedroht.“ Dafür ein Bewusstsein zu schaffen – das könnte auch Vivianes geplantes Museum. Auch das ist ein Projekt, das der Verein unterstützen will.

→ Katja Bucks Verein finden Sie im Internet: fokusnahost.org.



Foto: Wolfgang Albers

„Aussagen über Gott zu machen, das kann ich nicht. Ich kann besser über Menschen reden, die eine Beziehung zu Gott haben.“

Katja Buck,
Journalistin